Der Hausfreund

Unterhaltungs-Beilage zur

Deutschen Rundschau

Nr. 280. Bromberg, den 4. Dezember 1930.

Petra.

Die Geschichte eines jungen Mädchens.

Von Barbra Ring.

(26. Fortsetznug. (Nachdruck verboen.)

„Ich gebe ihm gern die ganze Hand, wenn er in so sympathischer Gestalt zu mir kommt", sagte der Amtmann. „Also auf bald. Da kommt die Jungfer, höre ich, da haben Sie Gesellschaft."

Der Amtmann ging hinaus und blieb einen Augenblick stehen, eh' er die Tür zum Amtszimmer aufmachte.

„Jugend!" lachte er leise. Dann seufzte er leicht — und ging hinein, um sein einfaches, zierliches E. Stener unter die Post des Tages zu setzen.

Jungfer Hegre kam, noch röter als sie aus der Hand des Schöpfers gekommen war. Wenn Stadtleute kamen, gab sie sich besondere Mühe mit dem Mittagessen. Der Amtmann selber achtete so wenig auf das, was er aß. Er wollte am liebsten einfache, altmodische Gerichte haben, so wie Mutter sie gemacht hatte.

Jungfer Hegre schob ihr behagliches Hinterteil auf die Ecke eines Stuhles — Jungfer Hegre saß immer auf dem Sprung nach der Küche hin — und fing an, Herrn Kandidat von den neuen Pastors zu erzählen, die sich so schwer hier auf dem Lande eingewöhnen konnten, und von der kleinen Petra, die jeden Menschen kannte und mit allen gut Freund war.

„Man sollt's nicht glauben, daß sie mit Pastors zusammenpaßt. Aber es hat wohl seine Gründe, daß sie da ins Haus gekommen ist, wie der Vater starb, und nicht hier ins Amtshaus, wo sie doch von kleinauf bekannt ist", sagte die Jungfer mit einem auffordernden Lächeln.

Aber Wilhelm Weyer fragte gar nicht.

Und die Jungfer ging zum Schuar und seinem Kram über und weilte bei diesem und jenem im Dorf.

Und Wilhelm Weyer saß da und antwortete ja und nein und dachte an zwei wutfunkelnde Augen und an „den Unterschied", daß Per Borting mit ihnen verlobt war.

*

Uff, kam denn noch jemand, eben vor Tisch. Der Amtmann war der letzte in der Amtsstube. Er schlug das Fenster auf — und hörte von draußen Sausen von Skis.

Er beugte sich aus dem Fenster. Und sah weit hinten auf dem Weg eine kleine graue Gestalt.

„Herrgott, steht es denn so ernsthaft mit ihnen?" sagte der Schreibende zu sich selber.

Er steckte den Kopf noch einmal hinaus. Die Graue bog nach dem Fluß ein; sie ging also zu Maren. Na ja, dann würde wohl alles wieder gut, wenn er ihr nachging.

Aber Klein-Petra — wer hätte denken sollen, daß sie so groß geworden war. Groß? Der Amtmann schüttelte den Kopf und lachte leise.

Und ging zum Mittagstisch.

„Ich soll grüßen von Fräulein Petra. Sie fand es nötig, vorauszugehen — auf Skiern", sagte er ruhig. „Sie wollte Sie nicht beim Kochen stören, Jungfer", fügte er hinzu, als er sah, daß die Gute ein etwas gekränktes Gesicht machte.

Wilhelm Weyer war bei Tisch nicht sehr redselig. Aber der Amtmann um so mehr. Dann und wann warf er seinem Gast einen forschenden Blick zu, aber wenn jemand hinsah, zog er rasch seine Augen zurück. Und lächelte.

Zufällig erwähnte er Petra.

„Sie geht durchs Feuer für einen, wenn man sie mit Liebe oder einem kleinen Scherz anfaßt", sagte der Amtmann. „Aber vor Kälte und harten Worten bäumt sie sich wie ein Jungpferd vor dem Schlitten. Ein ungewöhnlich gesundes, natürliches Menschenkind — aber borstig und herb, wenn sie sich etwas in den Kopf gesetzt hat, das sie für richtig hält. Wie jetzt das mit Ola Ols. Es sollte mich gar nicht wundern, wenn der Pastor nach Petras Meinung auf irgendeine Weise — nicht seine Schuldigkeit gegen Marja getan hat. Und daß dies Petras Antwort ist."

„So ist sie aber nicht!" protestierte die Jungfer.

„Mißverstehen Sie mich nicht", sagte der Amtmann. „Ich meine, sie findet, es wird ein Unrecht begangen gegen jemand, der arm und unglücklich ist, und glaubt, es sei ihre Pflicht auf Leben und Tod, das wieder gutzumachen — mit Zins und Zinseszins, quer durch Gesetz und Propheten hindurch", lächelte er.

„Na ja, das dacht' ich mir doch, der Herr Amtmann sollte doch unsre Petra kennen", sagte die Jungfer.

„Sie kennen sie wohl gut von Ihrer Tante her, Kandidat Weyer?" fragte der Amtmann direkt, als Wilhelm Weyer von selber nicht mit kam.

„Ja. Sie war geradezu aufopfernd gegen meinen Onkel. Und meine Tante liebt sie. Trotzdem es sonst nicht ihre Gewohnheit ist, andre zu lieben, — als die, die sie sehr lange gekannt hat", verbesserte er sich.

„Sie ist vielleicht am anziehendsten für Ältere, Klein-Petra", sagte der Amtmann wie zu sich selber, nachdenklich.

„Das — glaube ich nicht", antwortete Wilhelm Weyer kurz. Es kam ein warmer Schimmer in seine braunen Augen.

Das sah der Amtmann. Und kam in sehr gute Laune.

„Ich glaube, wir werden morgen im Pastorhause einen netten Tag haben", sagte er aufgeräumt. „Ich freue mich wirklich. Und morgen vormittag, gehen wir da in die Kirche oder sehen wir uns im Dorf um, Kandidat Weyer?"

„Es wäre vielleicht ganz interessant, sich die Kirche mal anzugucken. Das schadet ja nichts weiter", sagte Wilhelm Weyer. Er pflege sonst nicht in die Kirche zu gehen, fügte er hinzu, um nicht mißverstanden zu werden. — Der Amtmann war doch hoffentlich ein moderner, aufgeklärter Mann.

„Ich gehe hin", sagte der Amtmann mit Nachdruck. „Aber ich gebe zu, daß es nicht sehr häufig ist. Ich höre so gern den Choral — trotzdem der Gesang oft schrecklich ist. Ich höre gern ein Wort oder zwei. Das übrige gleitet an mir vorbei, schläfert mich geradezu ein."

„Ja, solche Landpastoren", warf Karg Petersen überlegen hin.

„Pastor Borting war in Westland ein angesehener Prediger. Er ist ein ausgeprägter Stadtmensch", erklärte der Amtmann und hob die Tafel auf.

Der Amtmann ärgerte sich leicht ein wenig über seinen Assessor. Sie hatten so ganz verschiedene Wertmesser.

*

Maren legte die letzte Hand an das Kupfer- und Blechgeschirr in der Küche. Wenn es hübsch im Hause war, dann schmückte es das Haus — und es galt, soviel wie möglich für die Kinder herauszuschlagen. Sie hatte alle die gestickten Deckchen aufgelegt und alles wie zum Fest geputzt. Maren war ein außerordentlicher Spekulant geworden.

Es donnerte gegen die Küchentür.

„Maren, ich bin's bloß."

Maren ließ die gedrehte Puddingform von Kupfer fallen und öffnete die Tür. Sie hielt die Tür immer verschlossen, seit sie allein geblieben war.

„Du, gib mir was zu essen. Ich bin so viel rumgelaufen und hab' kein Mittagbrot gekriegt."

Ja, natürlich, was zu essen hatte Maren. Sie ließ ihre Putzerei und setzte Petra vor, was sie selber morgen mittag hätte haben sollen: kalten Blutpudding.

Petra setzte sich an den Küchentisch und wartete.

„Ich meine, du hast wieder gebrüllt, Deern", sagte Maren. Sie sah aufmerksam Petras rote Augen an, als sie das Essen auftrug. „Trauere man doch nich so gräßlich."

„Ich hab' nicht getrauert. Ich bin wütend."

„Brüllen vor Wut?" sagte Maren ungläubig. „Auf wen bist du denn wütend?"

„Auf wen wohl!" kam es hitzig.

Da mußte aber jemand furchtbar eklig gegen ihre lüttje Deern gewesen sein, wenn sie so drum heulen konnte.

„Auf — auf Per am meisten, glaube ich."

„Siehst du woll. Das hast du davon, wenn du solche Dummheiten machst", sagte Maren. „Die sind alle eins. Bloß der selje Pastor und unsre Jungs nich."

„Per ist gut", verteidigte Petra gerecht.

„Das hab' ich schon mal gehört", antwortete Maren gekränkt, „daß die Frau den Mann, der sie haut, verteidigt gegen jemand, der ihr helfen will."

„Haha, komische Maren."

Der Gedanke war zu drollig, daß Per sie haute.

„Wann kommen sie denn?"

Petra sprang hoch.

„Bald."

Sie verschlang das Essen und rannte durchs Haus, von oben bis unten. Aus den Spiegeln sah ihr ein verschwollenes, rotes Gesicht mit fast zugewachsenen Augen entgegen. Uff, wie man nur so heulen konnte.

Draußen klang munteres Schellengeklingel. Es hielt, man hörte Stimmen, während das Pferd gebunden wurde. Maren öffnete die Haustür. Sie stampften herein.

Petra stand im Wohnzimmer und wartete. Es kam selten vor, daß sie sich darum kümmerte, wie sie aussah. Aber jetzt fand sie sich herzlich häßlich.

„Guten Tag, Maren. Sie kenne ich auch schon. Ist sie nicht hier, Fräulein Felber meine ich?"

Wilhelm Weyer grüßte und fragte in einem Atemzug. Es lag eine kleine Bangigkeit in der Stimme.

„Doch, sie ist hier", antwortete Maren.

Petras Herz fing an zu hämmern, ganz wie wenn sie doll gerannt wäre. Sie hielt die Hände hoch. Es schlug, daß sie es hören konnte.

Eigentlich war sie furchtbar unhöflich gewesen — gegen Onkel Amtmann.

Da waren sie schon in der Tür. Wilhelm Weyer kam zuerst herein. Er ging schnell auf Petra zu.

„Verzeihung", sagte er leise und streckte die Hand aus.

Sie gab ihm ihre, ohne etwas zu sagen und ohne ihn anzusehen.

„Und das andre — das war ein Scherz, nicht wahr? — Oder? —

Er vollendete den Satz nicht. Die Stimme hatte einen so wunderlich ernsthaften Klang. So ernsthaft, wie Petra sie nur das eine Mal gehört hatte, als er sie in die Arme nahm und sie beschützte. Damals, als sie den Pastor ausgescholten hatte, der so streng und häßlich gegen den todkranken Amtmann war.

„Es ist —", sie hob den Kopf ein wenig, so daß sie sein Kinn sehen konnte. Bloß das und den Kragen und den Schlips. Sie dachte plötzlich, wie das war, wenn man den Kopf daran lehnt. Es kam ihr eine ganz unsinnige Lust, es wieder zu tun, zu fühlen, daß einer sie verteidigte gegen was Feindliches. Dann fiel Per ihr ein. Sie hatte ja auch an Pers Schlips ihren Kopf gehabt. Sie dachte an die ganze Szene vor dem Ofen. Und mit einem Male war alles nicht mehr zum Aushalten. Per wurde ihr eklig, während sie dastand und Wilhelm Weyers Schlips anguckte.

„Petra", sagte Wilhelm Weyer und beugte seinen Kopf über ihr Haar.

Sie fühlte, daß er sie berührte.

Die Knie wurden ihr so seltsam matt und sie fing an zu zittern.

„Es ist wahr", flüsterte sie schnell und bange.

„Hast du die praktischen Kleiderbutzen im Entree gesehen." Krag Petersens Stimme war in der Tür. „Guten Tag, Fräulein Felber. Na, Sie wollten wohl Ihr Leben unserer Fahrkunst nicht anvertrauen?"

„Guten Tag", sagte Petra. Sie stand mit schlaff herabhängenden Armen Ihre Brust ging schnell.

Wilhelm Weyer studierte die Aussicht.

Krag Petersen und Maren gingen umher und beguckten.

„Nettes kleines Haus, dafür, daß es auf dem Dorf ist. Förmlich villamäßig", lobte Krag Petersen.

Wilhelm Weyer ging hinterher und sagte nicht viel.

Immerfort hörte er die bange kleine Stimme, die flüsterte: „Es ist wahr". Er fühlte wieder die kleine warme Gestalt in seinen Armen, wie sie dastand und von ihrem eigenen Weinen erschüttert wurde, — damals, als der Pastor oder besser ihr eigener Wahrheitsmut sie erschreckt hatte. Er fühlte wieder das nasse kleine, brennende Gesicht, als er sie küßte, — einen kleinen schiefen Kuß auf die eine Seite des Mundes.

Nie im Leben liebte sie Per Borting. Nicht so zum Heiraten. So nicht.

Und es sollte nicht geschehen. Sie sollte sich nicht selber unglücklich machen.

Per Borting verlobt mit ihr. Per Borting sollte sie — nein, Teufel auch.

Er wandte sich, um ihr nachzugehen. Aber sie war nicht im Zimmer. Auch in keinem der andern Zimmer, durch die sie kamen.

„Wie hoch ist der Kaufpreis?" fragte Krag Petersen. „Eigentlich sollte doch Fräulein Felber — Wo ist sie denn?"

„Unser Hermann weiß Bescheid Wir verstehen nix davon", sagte Maren.

Und Wilhelm Weyer antwortete, er habe bereits mit Felber konferiert, ehe er hierherkam. Er glaubte wohl, daß seine Tante mit dem Haus als Sommerwohnung zufrieden sein würde, so wie sie überhaupt mit etwas außerhalb ihrer geliebten Stadt zufrieden sein könnte.

Sie wollte es am liebsten mit der ganzen Einrichtung haben, so wie es da stand.

Das Fräulein war aber nicht zu finden.

„Die ist über alle Berge — wahrscheinlich", erklärte Maren. „Die hat keine Geduld, so lange still im Hause zu sein — für nix und wieder nix. Ich kann sie ja grüßen von die Herrens."

Und die Herrens sagten adieu und fuhren.

„Erziehung hat sie nicht fürn Pfifferling, die junge Dame", erklärte Krag Petersen. „Na, was sagen Sie zu der Bude — entre nann?"

Krag Petersen fand es selbstverständlich, daß man eine Meinung für sich und eine vor den Leuten hatte.

Wilhelm Weyer sagte gar nichts. Weder von der Bude noch von entre nann.

Er starrte scharf durch das Halbdunkel. Es schneite nicht mehr.

Droben überm Fluß an der Halde war ein kleiner Punkt auf Skiern.

Ob sie's war?

(Fortsetzung folgt.)

Die Natur ist stärker.

Skizze von Paulrichard Hensel.

Als hätte die Mißstimmung schon lange in ihnen geschwelt, standen sie sich trotzig, verbissen gegenüber.

„Daß du das nicht einsiehst, Joseph!“ sagte Anne. „Du hast es mir einmal versprochen, daß du immer auf mein Glück bedacht sein willst; und nun sich mir ein Glück bietet, willst du mir es schwer machen.“

„Schwer machen! Für mich allein ist es doch schwer. Was helfen denn alle guten Vorsätze? Die Natur ist stärker als der Wille. Auch die Liebe — das wächst und wächst in uns, das kann man dann nicht mit ein paar Worten auslöschen.“

Anne sah gequält zur Seite. „Man muß es können, Joseph. Wenn man älter wird, muß man daran denken, geborgen zu sein. Es wäre doch töricht von mir, wenn ich nicht ... also nun mach' nicht solch ein Gesicht! Gönne mir ein frohes Leben ...“

„... das ich nicht bieten konnte. Es war ja auch nur ein Spiel. Ich hab's nur nicht gewußt.“

„Joseph!“ rief sie ihm nach, als er sich ohne Händedruck abwandte und fort ging. Noch einmal rief sie ihn. Als er sich endlich umwandte, hatte sie schon den Kopf in den Nacken geworfen und ging.

So ist das Ende, dachte er. Man spricht von Liebe und vergißt in all seinem Glück die Welt um sich, wirbt und kämpft und begnügt sich — dann kommt ein Reicher, der nicht Herz und Seligkeit zu suchen braucht, weil er dafür Freude und Sorglosigkeit bietet — das neue Leben lockt — was kümmert die Frau die Bitterkeit, die sie zurück läßt! Er hatte es gespürt, geahnt, welche Veränderung in Anne vorging, seitdem Dieter Wurmbach, der Sohn des Gutsbesitzers, in den Ort übersiedelt war; er wollte es zunächst trotzdem nicht glauben. Zu leichtfertig, zu unähnlich seiner Anne schien es ihm. Jetzt wußte er, daß er sie nicht mehr halten konnte. —

Die Arbeit mußte ihn ablenken. Der Weg zwischen dem Kupferwerk, auf dem er tagsüber war, und seinem kleinen Haus brachte ihn nicht in Gefahr, Anne zu begegnen. Er wollte nichts sehen und hören. Dann kam ein Tag, der alle Gedanken an das eigene Ich auslöschte. Wie ein Lauffeuer sprach es sich in dem Werk herum, daß der Fluß Hochwasser führte. Aber niemand erfuhr etwas Genaues, nur das Herz klopfte, als es hieß, daß die Schicht frühzeitig abgebrochen werde. Auf der kurzen Bahnstrecke, die Joseph bis zu seinem Dorfe brauchte, sahen viele bange Augen durch die Abteilfenster. Und jetzt, an der Kurve auf dem Höhenzug, der den Ort einrahmte, enthüllte sich die ganze Katastrophe, die sich in wenigen Stunden abgespielt hatte. Aus dem Fluß war ein See geworden, ein reißendes, schmutziges Gewässer, das Bäume, Zäune, Tiere und Geräte durcheinanderwirbelte. Die weit auseinanderliegenden Häuser des unteren Dorfes standen tief im Wasser. — Wielange noch? Und die Nacht brach herein. —

Als der Zug hielt, gab es kein Überlegen mehr. Im Laufschritt war Joseph zu Hause, zog die Windjacke an. „Sorge für heißen Tee, Mutter!“ Zu mehr Worten ließ er sich nicht Zeit; er lief durch die Straßen voll aufgeregter Menschen, schon sah er das Wasser in den Gärten zur Seite steigen, jetzt mußte er links abbiegen, aber Steige und Wege waren schon ausgewischt, und — weit draußen stand das Haus, in dem Anne wohnte ...

Es gelang ihm, sich eines Kahns zu bemächtigen, der ein paar Gerettete brachte. Allein ruderte er in dem Chaos weiter. Dann sah er das Licht, das er suchte, dicht über dem Wasserspiegel. Noch ein paar harte Ruderschläge — „Hallo, hallo — Anne!“

Dann drang er an die Tür. Weit voneinander entfernt, in Todesangst in die Ecken gedrückt, hockten zwei Menschen — Anne und Dieter Wurmbach. Niemand schrie auf, niemand rührte sich.

Wurmbach raffte sich zuerst auf. „Endlich — endlich!“ stöhnte er. „Rettung! Mann, sagen Sie, wie sieht es auf dem Hofe aus?“

„Wie hier!“ entgegnete Joseph kurz. „Schnell — aus dem Haus!“

Dann zwang er das Boot durch die immer gefährlicher werdende Strömung zurück. Es war eine seltsame Fahrt durch die Nacht. Nur nicht denken! Und warum schlägt denn das Herz so? Man kann nicht einmal die Augen schließen — was spricht denn der Fremde immerfort erregt und verwirrt? Joseph biß die Zähne zusammen. Wir kommen schon auf festen Boden. Da sind schon Menschen. —

Kaum war Wurmbach aus dem Boot, fragte er, schrie er: „Das Gut? Ach, was da unten liegt ...!“ Verzweifelte Gebärden sagten genug. Da war nicht mehr viel zu helfen. —

Joseph kümmerte sich um niemand. Schweigend führte er Anne in sein Haus. Da saßen schon andere, die Haus und Bett verloren hatten. Ehe das Mädchen ein Wort sagen konnte — und es brannte auf den Lippen —, war er schon wieder aus der Tür.

Am Morgen kam er todmüde zurück. Bange Fragen empfingen ihn. „Wie sieht es draußen aus?“ Er wärmte sich am Tee. „Niemand hat geglaubt, daß es einmal so schlimm werden könne. Die Natur ist stark. Was zu retten möglich war, wurde gerettet.“ Und leiser: „Man kann es schon bezwingen, das habe ich gelernt.“

Das Mädchen, dessen bleiches Gesicht ihm gegenüber war, sah er nicht an. —

Die nächsten Tage brachten nach der ersten Erschütterung die Überlegung, was werden solle. Viele hatten alles verloren, was sie besaßen. Sie fanden alle einstweilen Obdach in den unversehrten Häuseren des hochgelenen Ortteils. Auch Anne blieb. „Sie hilft mir“, sagte die Mutter. Laß sie nur ...“ Von dem Gut erfuhr man erst jetzt, daß es völlig verschuldet war. Die junge Kraft des Sohnes hatte es retten sollen. Die Versicherungen waren seit langem verfallen.

Manchmal, wenn Joseph mit der Mutter und Anne am Tisch saß, tat ihm das Mädchen leid. Sie hatte sich auf ein sorgloses Leben gefreut — dachte sie noch daran? Sie fragte nicht nach Dieter, er nicht nach ihr. Es war alles so wunderlich und doch verständlich, ein Spiel, das man abgebrochen hatte, weil es den Reiz verlor.

Und eines Abends, als sie wieder davon sprachen, was geschehen müsse, ging die Mutter hinaus. Da wurde es still. Anne stand nur auf und legte die Hand auf Josephs Schulter. „Es ist so schwer, Worte darüber zu machen — du hast mir das Leben gerettet ...“

„Laß doch!“ wehrte er ab. Aber ihre Hand hielt er fest.

„Ich will ja auch nicht davon sprechen. Ich möchte dir viel mehr sagen — was dich auch freuen würde, Joseph. Mach' es mir doch leicht ...“

Da ging eine seltsame Verwandlung in dem Manne vor. Das Erschütternde jenes furchtbaren Abends, der auch ihm unmißverständlich ein Verlieren gebracht hatte, trat langsam zurück. Er sah den stillen Raum um sich. Zum ersten Mal wurde ihm bewußt, daß unter diesem Dach das Mädchen wohnte, das er geliebt hatte und das jetzt verirrt und ratlos ihn festhielt. Und er wußte, daß er sich in diesen Tagen nur selbst betrogen ...

„Anne“, sagte er, „ich weiß, was du mir erzählen willst. Ich will dir auch etwas sagen: Die Menschen sind doch zu schwach gegen die Natur. Ich konnte es nicht auslöschen, was in mir das Stärkste war. Der Kraft des Wassers sind wir mit Mühe Herr geworden — aber lieb habe ich dich noch immer ...“

Die Mutter blieb still in der Tür stehen, als sie sah, wie der Mann Hände und Gesicht des Mädchens zu sich herabzog.

Die Goldmünze.

Skizze von Carry Brachvogel.

Es mußte geschehen, heute noch. Jeder Aufschub verlängerte nur die Qual, die er seit langem verschlossen in sich trug. Diese ständige Angst, dies schmachvolle Erschrecken, wenn ähnliche Begebnisse enthüllt oder in seiner Gegenwart erörtert wurden! Das Gefühl der Beschämung dem Manne gegenüber, der ihm vertraut und dessen Vertrauen er mißbraucht hatte. Und — das Schlimmste von allem — der Richterspruch in der eigenen Brust ...

Er war noch nicht alt und gehörte dennoch zu jenem Schlage früherer Gelehrter, an denen Deutschland stets reich gewesen: ein Mann tiefen Wissens, still, bescheiden, von einfachen Gewohnheiten. Doch zwei Leidenschaften hatten dies Leben durchflammt und erhoben: die Liebe für seine Frau und seine Münzensammlung. Diese Münzensammlung konnte sich mit den Münzkabinetten großer europäischer Staaten messen, ja, sie übertraf die meisten von ihnen um ein kostbares Stück — um die Goldmünze des großen Ägyp-

terkönigs aus der achtzehnten Dynastie. Um diese numismatische Kostbarkeit zu erringen, hatte er einen Kaufpreis gezahlt, der für seine Verhältnisse ungeheuer erschienen war und sein Leben mit mancher Entbehrung belastete. Doch was bedeuteten die kleinen Opfer des Alltags neben dem Glück, Besitzer des goldenen Kleinods zu sein? Sorgsam in Watte gepackt ruhte es in einem mit weißem Atlas ausgeschlagenen Ebenholzkästchen. Es zu bestaunen und die Geschichte seines Erwerbs zu hören, kamen immer wieder Freunde aus aller Herren Länder in das Haus des stillen Gelehrten. Voll Stolz zeigte er sein Kleinod, erzählte lächelnd, wie ein besonders huldvoller Zufall es ihm in die Hand gespielt hatte, und den Sammlern sprach er auch von der meisterhaften Fälschung, die vor etlichen Jahren dem Münzkabinett zum Kauf angeboten worden war. Beinahe wäre dem Fälscher sein Schelmenstück gelungen. Doch im letzten Augenblick hatte der Direktor des Münzkabinetts noch ihn als Sachverständigen zu den übrigen beigezogen. Sein Sachverständnis beruhte auf einer Art hellseherischer Begabung, die erkannte, was andere auch mit der Lupe nicht sahen.

Der Fälscher entfloh unter Zurücklassung der Dublette, der Direktor händigte sie lächelnd dem Gelehrten ein: „Nun mögen Sie es halten wie die großen Damen Englands, die ihren kostbaren Schmuck in Simili nachbilden lassen, während das echte Kleinod im Banksafe liegt!"

Dann aber starb die Frau des Gelehrten, und nach ihrem Tode wurde alles anders. Er verschloß fremden Besuchern sein Haus, schlug die Augen nieder, wenn sie zufällig auf das Ebenholzkästchen fielen. Nie mehr öffnete er es. Er hätte nicht ertragen, es leer zu sehen. Denn leer war es, mußte es sein seit dem Tage, an dem die Ärzte erklärten, nur ein langer Aufenthalt in dem kostspieligen Sanatorium könne vielleicht das Leben der geliebten Frau retten. Da hatte es kein Zögern gegeben. Aus dem Besitz des Gelehrten wanderte die Goldmünze in das staatliche Münzkabinett, das sich schon oft, aber vergeblich um sie beworben. Die geliebte Frau konnte nun das Kurhaus aufsuchen.

Als es dann zur Ablieferung der kostbaren Münze kam, als er sie zum letzten Male in der Hand hielt, schoß ihm wie fliegender Wahnsinn durch den Kopf: „Die Dublette! Wenn du die Dublette — — —"

Selbstverständlich war es nur eine Sekunde, der Bruchteil einer Sekunde. Er schob den Versucher weit weg, doch der kam wieder und immer wieder. Verzweifelt wehrte sich der Mann gegen den Ansturm des Bösen, doch schon griff die Hand bald nach der echten, bald nach der gefälschten Münze, griff nur wie zum Spiel, wog nur wie zum Spiel, tauschte nur wie zum Spiel, das jeden Augenblick beendet werden konnte. Dann ein jäher Entschluß: Im Münzkabinett lag die Dublette.

Am Morgen nach jenem Tage kam er sich wie ein Irrsinniger vor. Er wollte zum Direktor des Münzkabinetts hinlaufen, gestehen, wieder gut machen. Doch er wußte, daß es da kein Wiedergutmachen gab. Betrug blieb Betrug, auch wenn keine Strafanzeige erstattet wurde. Er war schuldig, entehrt, sein guter Name befleckt für alle Zeit. Und schon präsentierte das Schicksal höhnisch die Quittung für die falsch gestellte Rechnung: Die geliebte Frau starb.

Nun war es genug der Qual. Nun sollte endlich das Geständnis ihn entlasten. Wie süße Verheißung erschien es ihm nach der Marter dieser letzten Zeit.

Zum ersten Mal seit vielen Wochen schloß er das Ebenholzkästchen wieder auf, nahm das goldene Kleinod sorgsam aus seiner Wattehülle, warf einen scheuen Blick darauf, prallte zurück. Was war das? Täuschte ihn sein Auge oder gaukelte wieder Wahnsinn um ihn? War das wirklich? Doch das konnte ja nicht sein, war unmöglich . . .

Die Goldmünze, die er da in zitternden Händen hielt, war — die Dublette. Damals, in der großen Verwirrung der Abschiedsstunde, als er sie wie zum Spiel immer wieder gegen die echte abgewogen und vertauscht, hatte eine gütige Vorsehung seine Hand anders gelenkt, als sein verirrter Sinn gewollt, hatte ihm unversehens die echte Münze entwunden und die falsche an ihre Stelle gelegt.

Er saß und weinte vor Dankbarkeit und Glück. Wenige Tage später las man in der Zeitung, daß er seine berühmte Sammlung dem Münzkabinett geschenkt habe.

Wikingerrecht.

Von H. O. Dietrich.

Die Wikingerfahrten des frühen Mittelalters erscheinen nach heutigen Begriffen als groß angelegte Raubzüge, die völlig außerhalb von Gesetz und Recht stehen. Davon kann aber in der Tat gar keine Rede sein. Es herrschten in der damaligen Zeit hinsichtlich dieser Heerfahrten ganz bestimmte rechtliche Auffassungen, die auch in Gesetzen ihren Niederschlag gefunden haben. Zwischen Heerfahrt und Kauffahrt bestand ein enger Zusammenhang. War die Beute auf einer Heerfahrt überreichlich ausgefallen, so mußte man den Überfluß gegen Dinge eintauschen, an denen es gebrach. Heerfahrten waren nur gegen solche Völker gestattet, mit denen kein Friedensverhältnis bestand. Dieses mußte besonders vertraglich festgelegt werden. Das geschah entweder auf die Dauer oder auch nur auf eine bestimmte Zeit. Der letztere Fall trat ein, wenn man Kaufgeschäfte abschließen wollte. War die Vertragsdauer abgelaufen, so bestand den Fremden gegenüber wieder Recht- und Friedlosigkeit. Es war nichts Ungewöhnliches, daß gleich nach Beendigung des Handelsfriedens gegen dasselbe Volk eine Heerfahrt unternommen wurde, mit dem kurz vorher friedliche Geschäfte abgeschlossen waren. Für einzelne Plätze erwuchs aus der Einrichtung des befristeten Handelsfriedens ein Dauerfrieden. Hier konnten zu jeder Zeit ohne besondere Abmachungen auch mit Angehörigen solcher Völker, mit denen kein Friedensverhältnis bestand, Güter getauscht werden.

Auch das Beuterecht war festgelegt. Einer gesetzlichen Regelung bedurfte es z. B. dann, wenn es dem Beraubten gelungen war, mit Hilfe seiner Volksgenossen den Räubern die Beute oder einen Teil wieder abzunehmen. War es dabei nicht zu Blutvergießen gekommen, so ging das zurück gewonnene Gut ohne weiteres wieder an den ursprünglichen Besitzer über. Eine andere Regelung fand Platz, wenn die Beute den Räubern nur unter Gewaltanwendung wieder abgejagt war. In diesem Falle wurde sie unter alle, die sich an der Rückgewinnung beteiligt hatten, verteilt, und der Beraubte erhielt nicht mehr als die anderen. Eine weitere Bestimmung besagte, daß Beutestücke, die der frühere Besitzer irgendwo im Lande antraf, von ihm beansprucht werden konnten, auch wenn sie gutgläubig erworben waren. Man findet also dieselbe Rechtsauffassung, die noch heute hinsichtlich gestohlener Gegenstände Geltung hat.

Gesetzliche Bestimmungen regelten auch das Verhältnis der Schiffsbesatzung zum Leiter des Unternehmens, der stets der Eigentümer und Führer des Schiffes war, mochte er es nun mit eigenen Leuten oder mit gleichgestellten Genossen bemannt haben. Diese galten zwar als gleichberechtigte Mitunternehmer der Heer- oder Kauffahrt, waren aber zur Leistung der Schiffsarbeiten verpflichtet. Hieran änderte sich zunächst auch nichts, als man die Schiffe den beiden Verwendungszwecken entsprechend verschieden baute und ausrüstete. Erst allmählich bildete sich eine Scheidung der Reisenden von der Besatzung, später auch des Schiffsführers vom Schiffseigner aus. Ebenso bedurfte es einer langen Entwicklung, bis man von der Personenbeförderung zur reinen Güterbeförderung gelangte. In jenem Falle begleitet der Kaufmann seine Waren, in diesem übergibt er sie dem Schiff als Fracht.

Bunte Chronik

* **Der älteste Strafgefangene gestorben.** Im Gefängnis des Staates Wisconsin starb im Alter von 88 Jahren William Maxwell, der sich rühmen konnte, der älteste Strafgefangene der Welt zu sein. Er hatte im Oktober vorigen Jahres 55 Jahre abgesessen; die Folgen eines Wirtshausstreits, bei dem er seinen Gegner getötet hatte. Er war stets ein „vorbildlicher Gefangener" und machte von keiner Begnadigungsmöglichkeit Gebrauch.

Verantwortlicher Redakteur: Marian Hepke; gedruckt und herausgegeben von A. Dittmann T. z o. p., beide in Bromberg.